



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

O.: Deutschland und Italien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

men. Zum Wolostgericht werden jährlich von der Wolostversammlung vier bis zwölf Richter aus den Bauern, welche Theil an der Versammlung nehmen, gewählt, um nach einander zu functioniren. Das Gericht entscheidet über streitige Gegenstände bis zum Werthe von 100 Rubeln und über alle durch Compromiß an dasselbe gebrachten Streitigkeiten ohne Beschränkung des Werthes; auch hat es eine gewisse Strafgerichtsbarkeit, die sich auch auf körperliche Strafen erstreckt, und gegen deren Urtheile, sofern sie seine Competenz nicht überschreiten, keine Berufung stattfindet. Es soll versuchen, die Prozesse durch Vergleich zu beendigen und seinen Bescheiden örtliches Herkommen zu Grunde legen. Alle Beamte werden von der Wolost gewählt und beziehungsweise von den zu ihr gehörigen Gemeinden, nur der Starschina bedarf der Bestätigung durch den Friedensrichter und kann nur von diesem abgesetzt werden. Die Gewählten beziehen theilweise Entschädigung für ihre Bemühungen, die von der Gemeinde abhängt, und haben gewisse Immunitäten, insbesondere ist der Starschina während der dreijährigen Dauer seines Amtes und wenn er dasselbe zweimal gut geführt hat, noch ferner von der Recrutirung frei.

Deutschland und Italien.

Es ist den Italienern im bisherigen Verlauf des Krieges nicht vergönnt gewesen, sich sonderlicher Erfolge zu rühmen. Patriotische Hinaebung, persönlichen Muth und leidenschaftliche Entschlossenheit wird niemand ihnen anzutasten wagen; dagegen scheint es, wenn nicht dem unberechenbaren Zufall ein großer Theil des Geschehenen zuzuschreiben, als ob die militärische Organisation des jungen Staates, Stab, Generalität und taktische Ausbildung der Truppe, für den Angriff auf langgeübte und von mächtigen Positionen gedeckte Krieger noch unzureichend sei. Immerhin; der italienische Einheitsstaat wird sich vollenden, die militärische Zucht seiner Soldaten, die Kunst seiner Feldherren, sich auszubilden; was auch im Einzelnen fehle, wir Deutsche haben allen Grund, auf dies kräftig sich erneuende Volk mit hoher Achtung zu schauen.

Mit hoher Achtung und, leugnen wir es nicht, mit einiger Beschämung. Es ist doch ein ander Ding, von Freiheit und Einheit zu singen oder mannhafte darum zu werben. Wie lange ist es denn her, daß wir in Deutschland mit einer gewissen mitleidigen Theilnahme auf die „Illusionen“ der Italiener blickten; es war uns schmerzlich, daß so viel Kraft und Begeisterung Unmög-

lichem nachjagte, denn der Schaffung eines einheitlichen Italiens schienen die Erfahrungen der Jahrhunderte und die politischen Zustände auf der Halbinsel gleich stark zu widersprechen; wohingegen kein Zweifel war, daß wir selber dereinst unsere deutsche Einheit erringen würden. Und nun ist das italienische Reich konstituiert, bei uns aber klappt Nord und Süd in blutigem Bürgerkrieg auseinander.

Man redet freilich oft von Napoleons Hilfe, als ob die den neuen Staat geschaffen habe. Keinem Verständigen wird einfallen, darüber hinwegzusehen, und doch ist die Behauptung so oberflächlich wie die neuerliche, der preussische Sieg habe Venedig gewonnen. Napoleon schloß den Frieden von Villafranca, und das neue Italien vollendete sich trotz Villafranca. Bei Custozza sind die Italiener geschlagen worden, und doch hat man seit Jahren gewußt, daß Venedig über lang oder kurz italienisch werden mußte. Woher diese allgemeine Ueberzeugung? Weil die Italiener in und außer Venedig es wollten. Der metallne Regen von Sadowa konnte den Baum schütteln, aber die Frucht war reif und in älterer Gluth als böhmischer Julisonne gezeitigt. Der mächtigste Mann kann ein Volk nicht frei und einig machen, das nicht frei und einig werden will, und wiederum der mächtigste kann es nicht auf die Dauer verhindern, wenn es energisch will. Gesezt doch, diese „Schöpfung Napoleons“ würde heute zerstört; wer zweifelt daran, daß der Gedanke morgen in Tausenden wieder lebendig wäre? Gesezt, übermächtige Gewalt führte die Erzherzöge zurück, den Modenesen, den Toscanesen, — glaubt denn ein Mensch in Europa, daß damit Ruhe in Italien wäre?

Das wußte Napoleon. Er ist ein kluger und vorsichtiger Politiker, eifrig bemüht, das Fundament seiner Macht fester zu graben, die Existenz seiner Dynastie für die Zukunft sicher zu stellen. In dem Europa der alten Verträge befand er sich unbehaglich wie ein eingedrungener Emporkömmling; tauchten rechts und links neue Rechtstitel auf, so war der seine nicht mehr vom jüngsten Datum; in einer umgestalteten Welt befand er sich unter Gleichen. Von einem Preußen, das mit dem „kronenräuberischen“ Victor Emanuel sich verbündet, hat er niemals einen Kreuzzug zu Ehren der Legitimität zu befürchten, von dem habsburgischen Oestreich, das eben erst Spanien wegen seiner Anerkennung Italiens Hofmeisterete, immer; mag es in Stunden der Gefahr auch noch so demüthig schweifwedeln. Zur Sicherung seiner Dynastie aber bot sich Napoleon kein weiseres Mittel, als jene gewaltsamen Eruptionen eindämmen zu helfen, die von Zeit zu Zeit den ganzen Frieden Europas erschüttern. Die orientalische Frage war noch nicht reif zur Entscheidung; aber er hat in einem klugen Krieg, durch eine glückliche Allianz gedeckt, ihre Erledigung auf Jahrzehnte hinausgeschoben. Gefährlicher war, hart an den Grenzen Frankreichs, die italienische und die deutsche Frage; gefährlicher zumal wegen der Möglichkeit eines unberechenbaren revolutionären Charakters. In Italien lenkte er sie in das loyale Bett eines Krieges; es betrübte ihn nicht, daß die Dinge in Deutschland eine ähnliche Entwicklung nahmen. Damit ist nicht gesagt, daß er ursprünglich die volle italienische Einheit wollte; eine rein italienische Conföderation hätte ihm wohl auch genügend geschienen, den gefährlichen Zündstoff wegzuräumen; da die Italiener aber energisch ihrem Ziele zustrebten, ließ er es geschehen. Denn der Kaiser gehört nicht zu den dilettantischen Politikern, die da meinen, der beste Schutz des Starken bestehe darin, von Schwachen umgeben zu sein. Mit freierem Blick überschaut er die Dinge und denkt stolzer von Frankreich als so viele Franzosen. Auch von unseren deutschen Verhältnissen weiß er genug, um eine straffere staatliche Einigung ungebändigten revolutionären Zuckungen vorzuziehen. Damit ist wieder nicht gesagt, daß der

Umfang unserſ Wollens ihm gleichgiltig wäre; es wird ihm lieb ſein, wenn die deutſche Frage bei einer mäßigen Beſſerung aufhört eine brennende zu ſein; reicht nicht bloß unſer Wuſch weiter, ſondern gleichermaßen die Entſchloſſenheit unſerſ Willens, ſo wird er vollendete Thatſachen, hinter denen die Nation ſteht, hier wie in Italien reſpectiren. Was hätte Frankreich auch von einem gekräftigten Deutſchland zu beſorgen! Das Elſaß haben wir verſchmerzt, ein eroberndes Volk ſind wir nicht, billig wiſſen wir am Fremden das Fremde zu ſchätzen und halten mit guten Nachbarn gern gute Nachbarschaft. Unſer Volkscharakter, mit Schwächen und Vorzügen, iſt dem Kaiſer nicht unbekannt; weniger wiſſen die Franzoſen davon. Ihnen könnte die Conſolidirung der nachbarlichen Zuſtände in Italien und Deutſchland gefährlich erſcheinen; ſie urtheilen nach althergebrachtem Schema und haben für keine Dynaſtie zu ſorgen. Auf ſie mindestens ebenſo ſtark wie auf die auswärtigen Verhältniſſe war darum die Proclamation des Nationalitätsprincips berechnet. Es gab den Umgeſtaltungen der Karte gewiſſermaßen eine innere Berechtigung und einen idealen Hintergrund; in ſeiner Aufſtellung von Seiten Frankreichs lag etwas von civiliſatoriſcher Miſſion. Und neben der Gloire bot es die Möglichkeit, in geeigneten Fällen recht nußbringend verwerthet zu werden; es war ein Princip, von dem Frankreich keine Einbuße zu beſorgen, manchen Gewinn zu erhoffen hatte. Nun iſt nicht grade nöthig, daß Deutſchland dabei unmittelbar betheiliget werde; immerhin muß man, der Neigung der Franzoſen und dem Vorgang von Savoyen und Niſſa gegenüber, auf die Möglichkeit des Verſuchs gefaßt ſein. Für dieſen Fall gilt, daß uns nichts Anderes begegnen wird, als wir verdienen; Napoleon bietet grade ſo viel, als er weiß, daß man ſich bieten läßt oder bieten laſſen muß. Probiren wird er vielleicht dies und jenes; probirt hat er ſchon, ob die Ceſſion Venetiens uns imponiren würde; da ſie ohne ſonderlichen Eindruck blieb, trat er vorſichtig in die Linie neutraler Vermittlung zurück. Auch weiß er ſehr wohl, daß Preußen nach Königgrätz nicht mit Sardinien nach Villafranca auf gleiche Linie zu ſtellen iſt, zumal da er ſelbſt mit ſeinen Franzoſen unbetheiligter Zuſchauer geblieben; dazu kommt, daß er wenig Neigung verſpürt, ohne ſichere Ausſicht auf Erfolg ein kräftiges Nationalgefühl zu verletzen. Im Ganzen iſt wohl anzunehmen, daß zwifchen Deutſchland und Frankreich gute Freundschaft beſtehen bleiben wird, wenn nicht aus Herzensneigung, dann aus dem mächtigeren Grunde ſich verſtändigender Interellen.

So etwa ſtellen ſich bei ruhiger Betrachtung die Dinge dar. Lügen ſie aber auch weniger günſtig, — jedem Volk iſt ſein Schickſal in eigene Hand gegeben. Denken wir doch wenige Jahre zurück. Wenn es ausſichtsloſe Zuſtände gab, waren es die auf der apenniniſchen Halbinſel. Oeſtreichs Doppelaar überſchattete faſt ganz Italien; mit den Klauen umſchloß er die Lombardei und Venetien, ſeinem Flügelſchlag lauſchten die legitimen Vaſallen in Modena und Toſcana, in Parma und Neapel; in das kleine Piemont hatte die italieniſche Tricolore ſich geflüchtet. Und doch zerſtoß die ganze habsburgiſche Herrlichkeit vor dem entſchloſſenen Willen des Volkes. Im Bunde mit Frankreich gewann Sardinien die Lombardei, gegen den Wuſch Frankreichs conſtituirte Italien ſich dann als Einheitsſtaat. Es ergriff den fliehenden Augenblick und hatte den Muth, ſelber Geſchichte zu machen. Auch empfand es in jenen großen Tagen zu geſund und jugendkräftig, um in ſchwächerlicher Sentimentalität, da das Werk vorerſt nicht ganz zu vollenden war, auf das Werk ſelber zu verzichten. Und jetzt ſteht kein Fremdling mehr auf italieniſchem Boden, und die Römer harren des Tages ihrer politiſchen Auferſtehung.

Wir aber? Wohl ſind wir eine große Nation und könnten eine mächtige Nation ſein, wenn wir wollten. Aber in langen Jahrzehnten politiſcher Ver-

kommenheit, in armseliger Kleinstaatsmisere, ist vielen das politische Ehrgefühl stumpf geworden und die politische Thatkraft erlahmt. Was wars denn anders als beschämende Unselbständigkeit des politischen Bewußtseins, die so oft und so hartnäckig den Satz hinstellte, daß keine Veränderung unsers deutschen Staatswesens ohne Napoleons Erlaubniß möglich sei? Wie an ein Dogma hat die blöde Menge daran geglaubt. Bis zum Ueberdruß mußte man das Wort hören: was wird Napoleon dazu sagen? oder: ja wenn das Napoleon litte! Und billiger als um das linke Rheinufer that er es sicherlich nicht. Man kann die Macht des Auslandes in ernste und vorsichtige Erwägung ziehen, braucht kein Freund thörichten Säbelrasselns zu sein, und wird doch diesen trostlosen Mangel fröhlichen Selbstvertrauens als etwas Unwürdiges empfinden müssen. Es wird nicht der kleinste Gewinn unserer Tage sein, wenn in vielen Deutschen das Gefühl ihrer selbst und ihrer staatlichen Ehre wieder lebendiger und geadelter hervortritt.

Vorerst ist offene Bahn, thatkräftig Kunde davon zu geben. Genug hat von den Friedenspräliminarien verlautet, um frohe Hoffnung darauf zu bauen. Hier und da freilich taucht schon mißgünstige Kritik auf, und mancher meint, die Sache hätte weiter gefördert werden können. Aber wozu neue Ströme Bluts vergießen, wenn friedlich geschafft werden kann, was noch mangelt? Man hat so oft auf den deutschen Bundesstaat der Zukunft getoastet, — sei man dessen jetzt eingedenk und vergesse nicht, daß das erste Erforderniß des Bundesstaats ist: sich verbinden wollen; dazu gezwungen kann man so wenig werden wie zur Freundschaft. Man hat so feurige Lieder von deutscher Einheit gesungen, — erinnere man sich jetzt dessen und Sorge nicht länger, daß nur ja kein George Rex dabei Schaden nehme oder den Beußs und Dalwigks einiges Unangenehme passire. Man hat so heftig gegen die Mainlinie und Großpreußen declamirt, — handle man jetzt im rechten Sinne und schlage Brücken über alle Grenzflüsse im Herzen Deutschlands. Die Bahn ist frei, und vollendete That-sachen regieren die Welt; ohnmächtig ist Keiner, denn des Geringsten Stimme wiegt bei der Parlamentswahl so schwer wie die des Höchsten. Schaffe man nun ein einiges Deutschland! Gelingt es aber nicht, und bleibt es vorerst bei Großpreußen, dann klage man weder Preußen noch Bismarck an. Sondern man blicke auf Turn- und Sängerhallen und sage offen: sie haben getoastet und gesungen, declamirt und resolvirt, — die deutsche Einheit haben sie nicht gewollt.

Noch sind wir fröhlichen Muthes, daß die große Stunde unser Volk groß finden werde, und daß, wie Italien sie begriffen hat, so auch wir die Mahnung begreifen werden, die Machiavell seinen Landsleuten zurief:

Der Bahn, Gott werde Wunderwerk verrichten
An uns, derweil wir faul die Kniee beugen,
Muß Reich und Staaten gar zu Grunde richten.

D.

Verantwortlicher Redacteur: Gustav Freytag.

Verlag von F. V. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler (früher C. E. Albert) in Leipzig.